

nis austauschte und auch nicht scheute, in der Gruppe eigene Fälle vorzustellen und zu diskutieren. Dies schaffte ein Vertrauensverhältnis, das teilweise bis heute anhält. Um unsere Organisation voranzutreiben, traten wir geschlossen in den DAGG Sektion Sozialtherapie ein. Da diese ein sehr unscharfes Profil hatte und zudem nur sehr wenige Mitglieder, sahen wir hier einen Ort, uns zu verorten. Sie können es auch anders sagen, unser subversiver Impetus konnte sich hier entfalten, wir hatten die Idee die Sektion quasi mit einer Vielzahl von Mitgliedern zu unterwandern, um so eine Sektion Supervision als Fachgruppe zu etablieren. Die Gründung der DGSv 1989 ersparte uns den Weg durch diese Institution.

Anschrift des Autors:

Dr. Harald Pühl, Zehntwerderweg 205, 13469 Berlin

Ulrike Galander

Eigenständigkeit der Supervision im Osten

Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen,

als ich Ihren Brief las, überwog der Schreck und ich schaute schnell in den Spiegel, um meine Ähnlichkeit mit einem Leuchtturm abzugleichen. Der nächste Gedanke war: Bin ich hier richtig in der Reihe der Geehrten? Ich bin als Supervisorin nicht seit den 70er, sondern seit den 90er Jahren tätig und auch erst dann mit der Community verbunden. Also bin ich kein „Aktivist der ersten Stunde“, um in der Sprache meiner DDR-Herkunft zu bleiben.

Wodurch bin ich in den Blickwinkel einer solchen Ehrung geraten, wofür stehe ich? Im Jahr 2000 stellte ich mich zur Wahl in den Vorstand der DGSv – zur offensichtlichen Freude und Erleichterung der Teilnehmerinnen und Teilnehmer der damaligen RegionalgruppensprecherInnenversammlung und der anwesenden Vorstandsmitglieder. Weshalb die Freude? Endlich traute sich ein Mitglied aus dem Osten – immerhin zehn Jahre nach der Vereinigung. Ein Zeichen für „gelungene Integration“, für Normalität? Wieder zehn Jahre später begründeten meine ostdeutschen Kolleginnen und Kollegen den Vorschlag für meine Ehrung damit, dass ich wesentlich dazu beigetragen habe, die Kluft zwischen Basis im Osten und Verbandsführung im Westen zu überbrücken: „Sie setzte ein für mich bedeutsames Zeichen von ostdeutscher Sozialisation und Verantwortungsübernahme und Gestaltungslust im Berufsverband“. (dgsv-aktuell 4/2009) Also ist meine spezifische Leuchtturmfunktion in regionalcharakteristischer Auffälligkeit begründet?

Nein, vielmehr repräsentiere ich symbolhaft die Entwicklung, Integration und Eigenständigkeit der Supervisorinnen und Supervisoren und der Profession Supervision im Osten im Vereinigungsprozess. In diesem Sinne versuche ich, Gedanken zu diesem Prozess zu fassen, der auch deutlich ein Spiegel des gesamten Vereinigungsprozesses ist.

Zehn oder zwanzig Jahre sind eine lange kurze Zeit für eine Annäherung unterschiedlicher Kulturen, wobei die Akzeptanz von kulturellen Unterschiedlichkeiten schon die erste Herausforderung darstellt, insbesondere bei einer Art des Zusammenschlusses im Ungleichgewicht.

Im Jahre 1998 erschien in der Schriftenreihe der DGSv „Gemeinsam in der Differenz – Supervision im Osten“ herausgegeben von Stefan Busse und Jörg Fellermann. Der Inhalt basiert auf zwei Konferenzen, die 1997 und 1998 in Glienicke bzw. in Rosswein stattfanden. Dieses Heft habe ich in Vorbereitung meines Antwortbriefes erneut aufgeschlagen. Ich finde in diesen Beiträgen nicht nur den Versuch einer Bestandsaufnahme und endlich nach sieben Jahren eine mit wachsendem

Selbstbewusstsein geführte Auseinandersetzung ostdeutscher Autoren um Supervision in grundlegenden gesellschaftlichen Veränderungsprozessen. Sowohl der Anspruch eines differenzierten Herangehens, als auch die Positionierung von Supervision und Supervisorinnen und Supervisoren in gesellschaftlichen Umbrüchen und Krisen finden hier ihren Niederschlag und das ist, so meine ich, hochaktuell. Schauen wir uns in der Gegenwart um, so spricht einiges dafür, dass die angestrebte Angleichung von Ost und West in der Krise erfolgt, wobei der Osten Vorreiter ist. Das macht das Verhältnis der beteiligten Akteure in Ost und West nicht leichter.

Aber zurück zu den Anfängen. Nach 1989 stand für mich, wie für die meisten Menschen im Osten, Neuorientierung auf der Tagesordnung. Allerdings fühlte ich mich im Feld Fort- und Weiterbildung sehr zu Hause und konnte dort meine Potenziale gut verwerten. Verwerten im wahrsten Sinne des Wortes – denn sie erwiesen sich als überaus wertvoll für westliche Bildungsträger bei der Einsozialisierung freigesetzter Pädagogen/innen, Erzieherinnen etc., deren Professionalität nach bundesdeutschen Maßstäben nicht geschätzt und von ihnen selbst höchst verunsichert als nicht tragfähig wahrgenommen wurde. Meine Aufgabe bestand in Übersetzungsleistungen. In der Weiterbildungsoffensive wurde der überaus große Bedarf an Begleitung der Teilnehmer/innen in ihrer persönlichen Auseinandersetzung mit der DDR, dem Wendegeschehen und ihrer beruflichen Perspektive deutlich. Der Ruf nach Supervision zeigte sich im Wunsch nach einer Mischung von beruflicher Weiterbildung und Reflexion. Den Akteuren war dabei in den wenigsten Fällen klar, dass für ihren Bedarf Supervision eine Möglichkeit bot.

Die Sinnhaftigkeit von Supervision musste sich vor (Ost-)Ort immer erst beweisen, besonders bevor sich die potentiellen Supervisanden/innen darauf einließen. Als Supervisor/in geriet man immer unter Missionarsverdacht, wobei es die ostdeutschen Kollegen/innen etwas leichter hatten als die westdeutschen. Interessanterweise wagten wir (Ulrike Galander/Sven Waldzus: Supervisionsausbildung in den neuen Bundesländern. In: OSC, Heft 4/1995, S. 395) folgende Prognose: „Dauerhaft werden sich vermutlich nur Supervisoren und Supervisorinnen halten können, die in der Lage sind, verschiedene Sinnsysteme zu managen, die ... integrativ vorgehen, die Differenzen, Komplexität und offene Zielzustände ertragen können.“ Supervision im Osten war von Anfang an eine Begleitung von Veränderungsprozessen. Die veränderte Arbeitswelt erfordert inzwischen sehr deutlich den professionellen Umgang mit Komplexität, Entgrenzung, Beschleunigung und permanentem Wandel und damit von Supervision die Begleitung von Veränderungen.

Die spannende Frage in den 1990er Jahren war für uns: wer durfte Supervision anbieten? Auf dem Supervisionsmarkt trafen sich sowohl westdeutsch Ausgebildete als auch selbsternannte Supervisoren/innen mit ostdeutschen Kolleginnen und Kollegen. Deren supervisorische Sozialisation war hauptsächlich aus drei Quellen gespeist: die Kolleginnen und Kollegen aus der kirchlichen Sozialarbeit, die z.T. über westliche Supervisionsausbildungen verfügten, die sozusagen subversiv in der DDR durchgeführt wurden, Kolleginnen und Kollegen, die in den 90er Jahren eine

Ausbildung an westdeutschen Ausbildungsstätten erlangten, und Kolleginnen und Kollegen, die ihre supervisorische Identität aus dem sozialpsychologischen Verhaltenstraining bzw. therapeutischen Ausbildungen in der DDR bezogen. Der Kampf aller dieser Richtungen und Interessen aus Ost und West um gegenseitige Achtung und letztlich auch die Anerkennung durch die DGSv zur Aufnahme unter die Professionellen kennzeichnete die 1990er Jahre. Er hinterließ Spuren, auch Verletzungen und prägte oft das Bild vom Ossi und Wessi.

Meine supervisorische Identität konnte ich durch eine Trainerausbildung in Leipzig und eine Supervisionsausbildung durch das FPI als Ergänzung meiner pädagogischen und sozialwissenschaftlichen Ausbildung sowie meiner universitären Tätigkeit und beruflicher Erfahrung gut entwickeln. Insbesondere in der Supervisionsausbildung, die vor Ort in Thüringen von West-Trainerinnen und Trainern durchgeführt wurde, sehe ich einen Spiegel der realen Verhältnisse. Ganz gleich, welchen Weg die Teilnehmerinnen eingeschlagen haben, diese Jahre prägten uns. Die Idylle im Thüringer Wald, in der wir uns trafen, war Raum der Annäherung, der Auseinandersetzung und des Lernens.

Eine grundsätzliche Frage bildete das Thema Anerkennung. Und damit war nicht nur die Anerkennung der Supervisionsausbildung, die uns Zugang zur Community und zum Markt versprach, gemeint. Nein, es ging um viel mehr: um Anerkennung der beruflichen Abschlüsse, der Lebensläufe, der Überzeugungen, der Persönlichkeit ... kurz um Identitätssuche unter völlig veränderten Umweltbedingungen. Fast zu viel für eine Ausbildung, aber die Anstrengung lohnte. Wir übten uns gemeinsam mit unseren West-Trainern in Zuhören, Hinschauen, Differenzieren, Akzeptieren, Konfrontieren, in Geduld, Achtsamkeit und Genauigkeit. Die Ausbildung war damit ein wesentlicher Ort der Bearbeitung von DDR-Sozialisation und gleichzeitig ein Prüfstand für die eigenen Potenziale, ebenso auch ein Raum kritischer Betrachtung neuer Strukturen und Verhältnisse. In der Folgezeit, z.T. heute noch, treffe ich in Supervisionsgruppen auf analoge Situationen, in denen die Supervisorin oder der Supervisor mehr als nur Reflexion der unmittelbaren beruflichen Tätigkeit steuern muss, sondern in die Auseinandersetzung um Grundwerte gesellschaftlicher Entwicklungen gerät. Auf dem Hintergrund des Zusammenbruchs und Umbaus nahezu aller Organisationen und Strukturen, von Massenentlassungen und grundlegenden arbeitsweltlichen Veränderungen konnte Supervision im Osten nicht ungestraft im abgegrenzten Raum bleiben. Diese Entwicklung verbindet heute aus meiner Sicht auch alle ostdeutschen Supervisorinnen, gleich welcher Herkunft sie sich zurechnen.

In den 1990er Jahren stand der anerkannte Abschluss als Qualitätsausweis im Mittelpunkt der Auseinandersetzung. Die Zugehörigkeit zur DGSv hatte einen hohen Wert, denn sie versprach Sicherheit in der Qualitätsaussage, gab Orientierung für die unkundigen Nachfragenden und sicherte Supervisorinnen in ihrem Markteintritt. Die Anerkennung durch die DGSv war damit sozusagen ein wirksames westliches Kriterium, im Orchester der Professionellen mitspielen zu dürfen. Uns war damals nicht bewusst, dass die DGSv auch erst seit 1989 bestand, sich etablierte

und mit der Anforderung, im Osten zu entscheiden, wer „richtig“ ist und wer nicht, überfordert war. Heute können wir gelassen feststellen, dass dieses Phänomen im Vereinigungsstress nicht nur die DGSv durchlebte, sondern diese Art von Überforderung in vielen ostdeutschen Organisationen und Institutionen Spuren hinterlassen hat. Vor allem die, dass das Führungspersonal in hohem Maße westlicher Prägung ist. Insofern ist es ein gutes Zeichen, dass sich inzwischen sehr viele Supervisoren/innen ostdeutscher Prägung selbstverständlich und nunmehr für Osis und Wesis auf dem ostdeutschen Markt bewegen und gleichzeitig Supervisoren/innen aus dem westlichen Teil gefragt sind. Inwieweit ostdeutsche Supervisoren/innen im Westen angefragt sind, entzieht sich meiner Kenntnis – und mag genau das Problem sein?!

Die Differenzierungsprozesse unter Supervisoren/innen im Osten laufen inzwischen nicht mehr an den Grenzen ihrer Herkunft entlang, sondern an den thematischen und qualitativen Anforderungen. So treffen sich z. B. im einzigen originär ostdeutschen Ausbildungsinstitut Leipzig mit Masterausbildung an der FH Mittweida kontinuierlich in einer Ausbildungsgruppe Teilnehmer/innen aus Ost und West unterschiedlicher Grundprofessionen. Grund genug, vom Einzug der Normalität zu sprechen?

Nein, wenn nur das Ankommen in westlich vorgegebenen Strukturen – in der alten Bundesrepublik – gemeint ist. Ende der 1990er Jahre sprechen wir vom Ende der Wende. Alles, was uns nunmehr in der Arbeitswelt, in der Gesellschaft und damit in der Supervision begegnet, ist unsere gemeinsame Aufgabe in einer neuen Welt.

Wenn ich mit meiner Ehrung dafür stehe, dass es eine ostdeutsche, wichtige Supervisionsgeschichte gibt, durch viele Supervisoren/innen geprägt, die ihre Herkunftskultur selbstbewusst und mit ihren spezifischen Erfahrungen für die gegenwärtige Beratung in der Arbeitswelt gespeist, nunmehr „gemeinsam in der Veränderung und Verantwortung“ sind – dann finde ich, stehe ich symbolhaft ganz gut.

Mit allen guten Wünschen für unsere gemeinsame Supervisionskultur!

Ulrike Galander

Anschrift der Autorin:

Dr. Ulrike Galander, Augustinerstraße 14, 99084 Erfurt

Renate Strömbach im Gespräch mit Anette Voigt

Toleranz, Wertschätzung und innere Unabhängigkeit

ANETTE VOIGT: Renate, wir haben im Laufe der Jahre immer wieder einmal über Deine Erfahrungen mit den Anfängen der Supervision gesprochen. Ich freue mich sehr, dass wir heute ausführlich über Deine Erinnerungen sprechen.

Ich weiß von Dir, dass Du sehr früh Deine Ausbildung in Holland gemacht hast in einer Zeit, als dieser Bereich in der BRD noch ganz in den Anfängen steckte. Wie kamst Du zur Supervision?

RENATE STRÖMBACH: In den 60er Jahren war ich als Sozialarbeiterin in der Frauenarbeit der Diözese Limburg tätig. Über der Kurs „Soziale Gruppenarbeit“, der von Prof. Dr. Louis Lowy, Boston, geleitet wurde, erfuhr ich von Supervision. Der Veranstalter war ursprünglich die katholische Frauengemeinschaft Deutschlands, später hat die Akademie für Jugendfragen die Weiterführung übernommen.

Im Anschluss an diesen Kurs bot die Akademie während einer Tagung Supervision in den Niederlanden an. Dieses Angebot habe ich spontan angenommen, nicht wissend, was auf mich zukommt, da ich bis dahin Supervision nur aus der Theorie kannte. Ich bin dann 2 Jahre 14tägig zur Einzelsupervision für meine Gruppenarbeit nach Nijmegen gefahren. In der Supervision stellte ich fest, dass diese Gruppenarbeit eigentlich keine soziale Gruppenarbeit war. Meine Gruppenarbeit zu reflektieren ohne Vorbehalt und Besserwisserei war spannend und hilfreich. Ich hatte den Wunsch, es so zu können, wie meine Supervisorin L. Sleifer und merkte, dass mir die Grundlagen und das Fachwissen fehlten.

Meine Supervisorin kannte in Nijmegen ein Institut, das Weiterbildung dieser Art anbot. Wir fuhren zusammen hin und ich stellte fest, dass keine Fortbildung in Supervision angeboten wurde aber eine Weiterbildung in sozialer Gruppenarbeit. Meine Anmeldung wurde akzeptiert. Ich lernte niederländisch, besuchte den Kurs und hatte Supervision u.a. bei Cornelis F. Wierenga.

Im Anschluss an den Kursus fand dann die erste Weiterbildung in Supervision statt, an der ich teilnehmen konnte. So war ich drei Jahre in den Niederlanden, habe in Limburg gearbeitet und in Nijmegen studiert.

ANETTE VOIGT: Du bist also durch ein großes Interesse an Deiner beruflichen Weiterentwicklung eher zufällig mit der Praxis von Supervision in Berührung gekommen und hast Dich wissbegierig und unerschrocken auf ein neues Terrain eingelassen. Du hast viel auf Dich genommen, um Dich mit diesem Themenbereich auseinanderzusetzen und Dich einzuarbeiten. Was war für Dich so faszinierend an Supervision?

RENATE STRÖMBACH: Faszinierend fand ich das Eingehen auf den Supervisanden, das Fehlen jeglicher Indoktrination, das genaue Betrachten des Handelns, das Benennen der Sachlage, das gemeinsame Entwickeln von Strategien, um Lösungen zu finden. Dieses Vorgehen hatte sowohl Einfluss auf die Arbeit mit Einzelnen als